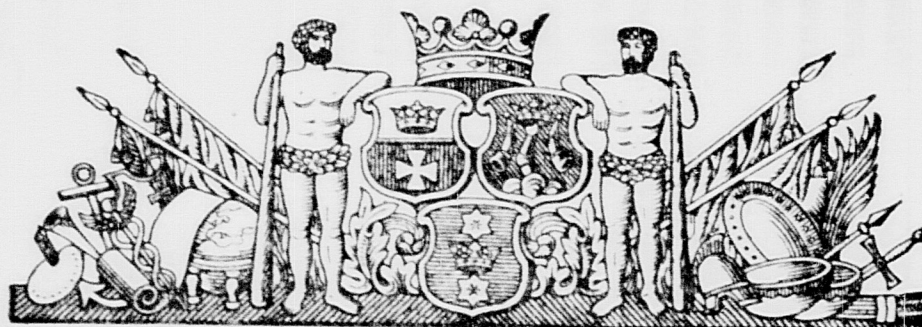


Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Die „Königsberger Hartung'sche Zeitung“ erscheint täglich in einer Abend- und einer Morgenausgabe, insgesamt wöchentlich zwölf Mal. — Bezugspreis für Königsberg: Vierteljährlich 3 Mark, frei Haus 3,50 Mark; monatlich 1 Mark, frei Haus 1,20 Mark. — Bei der Post: Vierteljährlich 3,75 Mark, monatlich 1,25 Mark (ohne Postgebühren). Fernsprechnummern: Redaktion 1011, Expedition und Verlag 36, Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.



Grundungsjahr der Hartung'schen Druckerei (weiland Heugner): 1640.

Anzeigen werden in der Expedition Münchenerhofstraße 2, sowie in allen Annoncenbüros hier und auswärts entgegengenommen und kosten für die einseitige Festschrift oder deren Raum 20 Pfg., für Interenten außerhalb der Provinz Ostpreußen 30 Pfg. (Arbeitsmarkt und Wohnungsanzeiger 15 Pfg.), Reklamen 75 Pfg. Das Belegexemplar kostet 10 Pfg. Fernsprechnummern: Redaktion 1011, Expedition und Verlag 36, Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.

Kein Grund zur Reichstagsauflösung.

Gegenüber den Meinungen, die bei der ersten Beratung der Wehrverträge im Reichstagsausschuß unermüdlich sind, wird man, wie uns ein Berliner Mitarbeiter schreibt, gut tun, ruhig Blut zu bewahren. Die Dinge stehen nicht schlecht; wenigstens haben die Mitglieder der Kommission nicht die Empfindung, daß sie schlecht stünden. Und in dem, was bisher geschah — den Streit über das Gardepräsidium mit eingeschlossen —, ist eigentlich kein Grund zu Emotionen.

Gewiß, die Rechte ist nervös, und das Zentrum ist auch nervös. Aber diese Zustände heftiger Erregung sind kaum in üblichem Sinne zu deuten. Weit eher scheinen sie uns ein Einverständnis der unbehaglichen Stellung, in die die Parteien des schwarz-blauen Einvernehmens sich gedrängt fühlen. Man mag über die „Optimisten“ spotten, soviel man Begehrt hat; wer die Realität besitzt, politische Situationen zu durchdenken, wird mit ihnen (und mit uns) immer zu dem gleichen Resultat kommen: die Konservativen können gar nicht eine Wehrvorlage auf Spiel setzen. Und auch das Zentrum kann aus solchem Anlaß keine Auflösung riskieren. Die Liberalen — und zwar die Liberalen beider Schattierungen — befinden sich also in der durchaus angenehmen Position, abzuwarten zu können. Sie haben im Augenblick nicht die geringste Veranlassung, ihre kluge Zurückhaltung aufzugeben. Um so eher werden sie die Möglichkeit und auch die Kraft behalten, wenn die Stunde kommt, entscheidend handeln zu können. Daß es zu solchem Handeln kommen wird, davon ist man in den uns nahestehenden parlamentarischen Kreisen überzeugt. Es gibt sogar recht seriöse Leute, die der Meinung sind, nicht nur die Wehrvorlage, auch die Deckungsentschüsse würden in diesem Sommer erledigt werden. Und zwar, wie das für uns allein in Betracht kommen kann, auf der Grundlage einer direkten Reichsteuer. Was das diese Steuer sein wird, ist allerdings noch nicht ausgemacht. In der Besetzung schwanken die Dinge von Tag zu Tag, vielleicht laßt man sogar besser von Stunde zu Stunde. Gestern schien die Erbsteuer mehr Aussicht zu haben, heute neigt sich die Waage wieder zuunsten einer Reichsvermögenssteuer. In diesem Belang werden wir wohl noch manch anderes Hin und Her erleben. An dem endlichen Ergebnis aber, scheint uns, braucht man nicht zu zweifeln, hat's auch nicht nötig, sich eifrigeren Stimmungen hinzugeben.

Es ist eben so: die Regierung hat, wo es um Wehrfragen geht, eine sehr starke Stellung. Eine unüberwindliche, sofern sie nur den Willen hat, unter allen Umständen durchzusetzen. Und auch in der Deckungsfrage hat sich seitdem eigentlich nichts geändert. Es wäre ja sehr erfreulich, wenn neben dem Wehrbeitrag auch die dauernden Ausgaben vor den Herren bewilligt würden. Aber wenn das nicht mehr möglich wird, ist's baldig gesprochen, „noch so“. Dieser ganze Frauentanz wird ja erst 1916 wirklich praktisch. Wir haben also Zeit. Wir können warten. —ah—

Das Deutsch-Englische Verständigungskomitee

hielt am 19. und 20. Mai in Berlin im Hotel zum Reichstag unter dem Vorsitz des ersten Vizepräsidenten Ed. de Reutville seine

diebstahlige Mitgliederversammlung ab. Für den verstorbenen Präsidenten, Votschaffer a. D. von Holleben wurde Graf Leyden, kaiserl. Gesandter a. D., zum Vorsitzenden gewählt; an Stelle des zweiten Vizepräsidenten Reichstagsabgeordneten Karl Schrader, der gleichfalls kürzlich verstorben ist, trat Prinz Heinrich von Schönau-Carolath in den Vorstand ein, der ferner durch die Zunahme des Abgeordneten Sidhoff, Vorsitzenden der deutschen Gruppe der interparlamentarischen Union, verstärkt wurde. Ein ausführlicher kritischer Bericht über die im Oktober v. J. in London abgehaltene Verständigungskonferenz, herausgegeben von Professor Sieper, ist inzwischen im Buchhandel erschienen und soll den Behörden und anderen geeigneten Stellen zugeleitet werden.

Die Verbindung des Deutsch-Englischen Verständigungskomitees mit dem kirchlichen Komitee zur Pflege freundschaftlicher Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland, der Deutschen Friedensgesellschaft und dem Verbande für internationale Verständigung, die gelegentlich der Londoner Konferenz festgestellt wurde, soll, wenn auch in loser Form, weiter aufrecht erhalten werden, um bei geeigneten Anlässen eine gemeinsame Arbeit der genannten Verbände schnell und wirkungsvoll zu ermöglichen. Die Zentrale ruht in den Händen des Oberbürgermeisters Lübke, Bad Homburg v. d. Höhe. Das Komitee beschloß ferner, durch weitere Ausgestaltung seines Verbandesorgans „Nachrichten des Deutsch-Englischen Verständigungskomitees“ sowie durch Vorträge und literarische Unternehmungen das so hoffnungsvoll fortschreitende Werk der Verständigung fördern und mit allen Mitteln der Aufklärung zu Ende führen zu helfen.

„Die Bajonette bleiben unten!“

Der offizielle Bericht darüber, wie Frankreichs Poupous meuterten.

Eine authentische Darstellung der Vorgänge in Toul, Belfort und Paris folgt:

Am letzten Sonnabend erhielt Oberst Deuchon vom 146. Regiment die Meldung, man habe unter den Mannschaften geheimnisvolle Aufregungen beobachtet; es handle sich um die Vorbereitung einer Aushebung gegen die dreijährigen Dienstigen, die im Verein mit dem 153. Regiment Abends um 8 Uhr auf der Place de la République in Toul beim Abmarsch der „Retraite“, des militärischen Nachzuges, vorgenommen werden sollte. Der Oberst benachrichtigte sofort die Generale Kemp und Göttsch, die einwilligten, alsbald nach der Abendmahlzeit zum Mobilisationsalarm blasen zu lassen. Dieser Alarm sollte alle Mannschaften zwingen, nach der Kaserne zurückzukehren. Nach der Suppe verließen die Soldaten um 5 1/2 Uhr das Quartier und bald darauf bildeten sich auf der Place de la République Gruppen von Militärs, denen sich Reugierige zugesellten, da das Gerücht schnell umlief, daß „etwas passieren“ werde. Die Zahl der Soldaten schwoll an — die Garnison von Toul besitzt ihrer 15.000; einige Schapungen beziffern die Manifestanten in Uniform auf rund 5.000, also ein Drittel der Garnison!

Da durchheulen Trompeter die Straßen und bliesen die Signale zum Sammeln! Die meisten Soldaten eilten sofort in die Kaserne; Unteroffiziere trieben die Jäger an — nur ein Soldat wurde an diesem Abend arretiert, weil er seine „Internationale“ sang. Um 10 1/2 Uhr standen sämtliche Kompagnien mit Zapf und Pack vollzählig in den Reihen.

Die erstere Kundgebung sollte am Sonntag stattfinden. Zuerst wurde erwogen, ob man nicht die gesamte Garnison am Feiertag konzentrieren solle, hielt aber diese Maßregel für zu streng; es wurden nur von jedem Regiment eine Kompagnie und eine Schwadron unter den Waffen behalten; um 1 Uhr Nachmittags wurde dem Oberst Deuchon signalisiert, daß zahlreiche Gruppen von Soldaten nach dem Manöverfeld von Dommartin, etwa 200 Meter vor Toul an der Mofel gelang, marschierten. Der Oberst ließ sein Pferd satteln und ritt hinaus. Er erstattete über den Vorgang folgenden Bericht:

„Bei meinem Eintreffen auf dem Manöverfeld sah ich, daß bereits 400 Mann der verschiedensten Waffengattungen hinter einer Bahnbrücke verammelt waren und ohne Lärm diskutierten. Ich ritt durch die Gruppen hindurch und hielt bei einem kleinen Haufen an, wo es um einen Redner herum lebhafter zuzugehen schien. Beim Vorübergehen hatten mich alle Leute gegrüßt. Ich wandte mich direkt an die Soldaten des 153. Regiments, in dem ich früher selbst stand. „Warum seid Ihr hier, liebe Freunde?“ fragte ich. — Alle zugleich, doch ganz korrekt erklärten mir: „Wir sind hier es ungerecht, daß man uns, die wir für zwei Jahre einberufen wurden, ein drittes Jahr zurückhalten will. Das können wir nicht erlauben. Wir wollen protestieren, damit das Land es erfährt.“ — „Aber, Leute, vom 15ten! Ihr kennt mich doch! Wir haben uns zusammen abgeredet. Wist Ihr denn nicht, daß wir dem Geiz gehorchen müssen. Es wäre schändlich, zwei Schritte von der Grenze dem Ausland das Schauspiel von Soldaten zu geben, die gegen die Geheße ihres Landes protestieren.“ — „Dort Oberst!“ riefen die Leute, „wir sind schon bereit, in's Feuer zu gehen, wenn es nötig ist, wir geben tapfer dem Feind entgegen, allen voran, aber wir wollen nicht ein Jahr länger hier festgehalten werden.“ Vergebens suchte ich sie zur Vernunft zu bringen. Hinter ihnen begannen Arbeiter des 6. Artillerieregiments und Commis der 23. Sektion „Hubu!“ zu brüllen und gellend zu rufen. Da die Aufforderung, auseinander zu gehen, nichts nützte, erklärte ich ihnen, daß ich Gewalt anwenden würde. Ich ritt davon, gefolgt von etwa 50 Soldaten, die vorausziehen, was ich tun wollte, und die fürchteten, gefaßt zu werden. In der Kaserne gab ich der diensttuenden Kompagnie des 146. Regiments den Befehl, auszurücken. Mit aufgepflanztem Bajonett marschierte sie nach der Bahnbrücke, von wo die Manifestanten nach allen Richtungen über die Felder davonliefen. Damit sie nicht in lörmelnden Gruppen in Toul einziehen könnten, wurden Kavalleriepatrouillen ausgesandt. Eine dieser Patrouillen arretierte drei Soldaten wegen Widerstandes. Sie nahm auch fünf anderen die Bajonette ab, damit man sie bei ihrer Rückkehr in die Kaserne festnehmen könne. Mehrere Einwohner von Toul, die die Haltung der Soldaten unwürdig fanden, nahmen selbst einige fest, die Schreie ausstießen, als ich sie zur Ruhe ermahnte. Ein Leutnant, der in Zivil war, veruchte auch Sol-

Erde gleißt auf Erden
In Gold und in Pracht;
Erde wird Erde,
Bevor es gedacht;
Erde türmt auf Erden
Schloß, Burg, Stein,
Erde spricht zu Erde:
Alles wird mein!
Ebeod. Fontane.

Rosinen aus dem Hochzeitsnapfkuchen.

Berlin, im Mai.

„Hochzeitskuchen, bitte zu versuchen!“ ... Es bedarf ja wirklich keines Kommentars dafür, daß der Berliner Bürger, der wie der ergebene Unterzeichner in der unmittelbaren Nähe des Victoria Lustenplatzes seine Zelte aufgeschlagen hat, mit höchst lokalen Gefühlen bereits vor Tagen sein Tischtuch zur Wäsche gab, um am vierundzwanzigsten dieses Bonnemoments der blonden und schlanken Namenspatronin genannten Blases Heil und Glückwunsch zuzuwinken zu können. Belagter Victoria Lustenplatz liegt, wie ein Artischodenboden, in der Mitte eines bräunlich gestellten Tournebo à la Rosinen, im Zentrum der Mofstraße, welche Nachts eine Liebesallee des Berliner Westens ist, und die Aushängeschilder der Bars und Musikcafés dicht nebeneinander hängen hat. In der Nacht also spielen in der Mofstraße hübsche Mädchen Marmeln. Bei Tage tun zwischen fetten Schindelanlagen, im Angesicht eines Hintopps, der sich auch den Namen der zukünftigen Herzogin von Cumberland und Braunschweig zugeleitet hat, und einer Untergrundbahnstation die gepflegten westlichen Kinder das gleiche, und die Schülerinnen der Victoria Lustenschule, aus der fünfundsiebenzig „Leuchten“ am Hochzeitstage ins Schloß kommandiert sind, um dort dem Brautpaar zuzusehen, kommen zum Platz herüber und schaffen sich auf der Koulette der Krieglische mit glühenden Stahlglugeln und bunt getigerten Glasglugeln die ersten, jugendlich-impulsiven Ergößungen des Jen. Ich weiß nicht, ob die blonde Prinzessin Victoria Luise jemals Marmeln gespielt hat, und ob es sich überhaupt lohnt, daß preussische Prinzessinnen, und sei es in noch so junglichem Alter, sich einer Beschäftigung hingeben, die das Weichmühen der allerdurchlauchtigsten Fingerchen und das Wühlen im Staube zur Begleitung macht. Die „A. d. W.“ (Kinber des Westens) betreiben jedenfalls dieses Spiel auch in diesen Tagen mit

einer Eingabe, als sei es durch das Beispiel der Victoria Lustenplatz-Patrouille geheilt; und ich, der ich erwartete, beim anächtigen Durchwandern dieser Gegend, aus dem Munde der Nächstbetreffenden, der Bonnen, Erzieherinnen u. s. w., kritisches, Handbemerkendes, Rilantes über die erlaubte Hochzeiterin hören zu können, sah nur das leidenschaftliche Verzweifeln der Kinder im Jen, beobachtete nur gewisse fanatische Geste, die aus dem Spiel hervorgingen, und in deren Verlauf sich der verlierende Teil gewiß nicht im Stile von Monte Carlo selbstmordete, wohl aber den Gewinner an die Gurgel oder, wenn es eine Gewinnerin war, an die Vordrücken fuhr. . . .

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Die stieliche Referentzänzerin, die in diesen Tagen mit einer Matinée ihren künstlerischen Ruf für Berlin festlegte, erzählte mir noch am Tage, bevor sie ihren ersten Dun-Canaan tanzte, daß ihrem Veruche die Augen des Kunstbrüngen August Wilhelm, die seiner Gattin und sechs weitere Augen aus dem Umkreise seines Gefolges zuzuhören würden. Taas darauf aber mühte die Wiener Grazie ihre unbeliebten Reinden nur einem Parterre von Snobs und Bürgern zeigen; denn der Segen von oben war ausgeblieben, und Max Reinhardt's zuverlässigste Stammgäste baten, über die von ihnen belegten fünf Plätze anderweitig zu verfügen, da sie durch die Vorbereitungen zur Prinzessinnenhochzeit doch zu stark in Anspruch genommen seien. . . . Ich begriff das Trändchen, das beim Rapport dieser Hochzeitsfeier an mich in dem sehr achtenswerten blauen Auge der kleinen Diaborette aufschimmerte; aber ich begriff auch die Abfrage! Es ist ja nicht möglich, als Brautbrüder und Braut-schwägerin, und zumal als solche, die für alles künstlerische die Verantwortung tragen, komische Vorträge vorzubereiten, Tafellieder zu bauen, Tänze — „Cumberlandler“ — einzustudieren und zugleich zu beobachten, wie die Reinden einer jungen Tanznovize über Richard Straus, Liszt und Chopin denken: es ist nicht möglich, zugleich ein neues Genie am Einzugstore der Kunst und alle halbe Stunde einen andern groß- oder kleinblättrigen Monarchen, Bundesfürsten, internationalen Herren und Gebieter in den unglaublichsten Sprachen und an den entgegensten Bahnhöfen von Berlin zu begrüßen. Denn so geht's im Augenblick in Berlin zu; und jede Stunde ist verfehlt, die nicht ein mehr oder weniger gekröntes und gesadtes Haupt über die Berliner Grenze läßt. Die Luxus-hotels sind vom Leben eines Bienenschwarms erfüllt. Denn da alles, also auch die Zimmerzahl eines Kaiserhofes, seine Grenze hat, und man schließlich einen Monarchen nicht auf dem Bildard schlafen lassen kann — nicht einmal den König Konstantin von Griechenland, der durch die Strapazen des Balkankrieges doch Wehliches genöhnt ist —, so hat das Hofmarschallamt die Prima-hotels ausgemietet und die Ehrengäste gebeten, ihre Koffer in die Hotelpaläste zu praktizieren. Man kann sich also denken, mit welcher Miene in dieser Zeit die Ver-

liner Hoteldirektoren, die für die nächste Woche zur Anrede ihrer Gäste die Einheitsbezeichnung „Majestät“ eingeführt haben, jene Annahenden abtrumpfen, die trotz bürgerlichen Pedigrees auf eine Unterkunft nicht verzichten möchten. Da wird selbst dem freigebigsten Amerikaner, ob er nun Bob oder Na-Bob heißt, der Zimmerlich verweigert, auf den er keine Reine legen könnte; da werden selbst die beliebtesten Stammgäste gebeten, erst dann wiederzukehren, wenn die derzeitigen Bewohner ihre Zedter und Reichsapfel wieder eingepackt haben, und wenn Johann nicht mehr auf jeden Stiefel, den er Morgens vor die Hotelzimmertüren stellt, über die Zimmernummer ein Ströndchen malen muß.

Von der „Ausstattung“, die Prinzessin Victoria Luise ihrem Ernst August ins Haus bringt, wird nicht viel zu sehen sein. Damals vor Jahren schritten lokale Untertanen im Gansemarisch an den Pierstäden der Kronprinzessin vorüber und sahen Löcher in das hochbühne Gewebe des Brautkleides und die Courtschleppe. Diesmal darf die mit Hermelin gefütterte Schleppe, die Wolke des Schleiens, deren Unkosten auf 25.000 Mark — also auf geradezu schleierhafte Unkosten — geschätzt sind, den profanen Augen nicht gezeigt werden; und nur der Brautvater, der den ganzen Akt ja auch schließlich bezahlen muß, läßt sich und der Elite seiner Gäste die Sensationen des Trouffreau im Potsdamer Schloß in einer Separatvorstellung vorführen. Ich glaube nicht, daß dieser Anschlag der Öffentlichkeit auf die Initiative der Prinzessin zurückzuführen ist, die man die Reingung der großen Menge häufig mit harmlos-intensiver Freude, mit leuchtenden und lachenden, blauen Augen gesehen sah. Ueberhaupt möchte ich noch einen Augenblick lang, auf die Gefahr hin, dann als Byzantiner an die Wand gespießt zu werden, hier den psychologischen Sherlock Holmes machen und auf einigen, von ihrer Hochzeit Hand in Hand gehenden Maßnahmen der Prinzessin Rückschlüsse auf ihre persönliche Eigenart ziehen. Sie hat sich für die Galaoper nicht „Aerbra“, sondern den ersten „Lebenarin“-Akt bestellt; das beweist, nicht etwa, daß sie die Schwäne gern hat, wohl aber, daß die Ausrichtung ihres Vaterhauses, die bei solchen Gelegenheiten an Josef Lauff nie vorbeikommt, nicht ganz die ihre ist. Sie hat sich bei Zusammenstellung ihrer Toiletten im besonderen um den Schnitt der — tea gowns gekümmert; das spricht ihr jenes Maß der Hofketterie zu, zu der eine reizende Frau, und zumal in der Zeit der Nitterwochen, einfach verpflichtet ist. Und nur mit dem Gesichtsinn der zukünftigen Herzogin von Braunschweig scheint es möglich zu stehen. . . . Denn sie hat noch gestern auf einem Gartenfest ihres Vruders August Wilhelm Blumen für den Spottpreis von fünfzig Pfennigen pro Stück hergegeben. Ich muß gestehen, wenn ich eine Kaiserin oder (vor allen Dingen) die Sensation des Tages wäre, würde ich in solchen Tagen mit den Normalpreisen erheblich aufschlagen. . . . Walter Turzinski.